TAZ Wochenende 12./13.09.2015 über Geschlossene Unterbringung_ Kannenberg usw

Sport bis zum Umfallen

ANSCHREIEN Der ehemalige Boxer Lothar Kannenberg betreibt in Bremen ein Erziehungsheim. Die Methoden sind umstritten

VON **SIMONE SCHNASE**

Er sei „kein Freund" geschlossener Jugendhilfeeinrichtungen, aber „bei manchen Jugendlichen kommt man anders nicht weiter". Das sagte der Boxtrainer und Jugendheimleiter Lothar Kannenberg in einem Interview mit dem *Weser-Kurier* im Februar. Damit ist er auf Linie mit dem Bremer Senat, der seit einem halben Jahr eine geschlossene Einrichtung für straffällig gewordene Jugendliche plant.

Ein Freund „robuster" Jugendhilfe ist Kannenberg allemal: Seine „Akademie Kannenberg" im Bremer Stadteil Rekum will den dort stationär untergebrachten Jugendlichen „Respekt" durch Sport und strenge Regeln beibringen. Dabei ist Kannenberg kein Pädagoge, sondern Ex-Alkoholiker, Ex-Junkie, Ex-Boxer und Ex-Türsteher. Seine Qualifikation ist die „Schule des Lebens" und die damit einhergehende „Street Credibility".

Wie er die in der Praxis umsetzt, hat er auch schon im Fernsehen präsentiert, in einer Serie namens „Das Erziehungscamp": Renitente Jugendliche mussten, manchmal bis zum Umfallen Sport treiben. Wer da nicht mitmachen wollte oder konnte, wurde angebrüllt. Für Regelverstöße musste die ganze Gruppe büßen – gern in Form von Liegestützen.

Diesem „Prinzip" bescheinigte Kannenberg großen Erfolg: Die Rückfallquote der oft straffällig gewordenen Jugendlichen betrage lediglich 20 Prozent, behauptete er vor fünf Jahren in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* und verwies Zweifler an eine laufende Studie der Uni Kassel.

Die bestätigte ihn freilich nicht: Fast 60 Prozent der Jugendlichen, die ein „Trainingscamp" von Kannenberg absolviert hatten, wurden rückfällig, so das Ergebnis – genauso hoch war die Quote bei jenen, die zu einer Bewährungsstrafe verurteilt wurden.

Die Sanktionspraxis in den Kannenberg-Camps wird in der Studie als „kommunikativ rigide und häufig leiblich dominant" beschrieben, Konflikt- und Krisenbewältigung zeichne sich durch „leibliche Präsenz und die Bereitschaft der PädagogInnen aus, in eskalierenden Konflikten die Jugendlichen unnachgiebig mit ihrem Fehlverhalten zu konfrontieren". Kannenbergs Konzept berge „ein hohes Risiko der Verletzung der personalen Integrität der Jugendlichen".

Wie in seinen Einrichtungen heute, knapp dreieinhalb Jahre nach Abschluss der Studie, gearbeitet wird, ist unklar: Auf Anfrage der taz äußert Kannenberg sich ausführlich, aber ausweichend. Aus „Datenschutzgründen", schreibt er in einer dreiseitigen Stellungnahme, könne er nicht alle Fragen beantworten.

Unbeantwortet blieb etwa, ob er jemals Kontakt zur Friesenhof-Leiterin Barbara Janssen gehabt hat, die Kannenberg in einem *Zeit*-Artikel als Vorbild bezeichnet hatte. Oder wie viel Freizeit die Jugendlichen in der „Akademie" in Rekum haben. Auch ob dort Kollektivstrafen verordnet werden, ob die Minderjährigen zur Schule gehen und welche Qualifikation jene Betreuer haben, die den Jugendlichen Sprachunterricht oder „Schulmaßnahmen" erteilen, ist nicht ganz klar.

TAZ 12.09.2015

Kannenbergs Qualifikation ist die „Schule des Lebens" und die damit einhergehende „Street Credibility"

Denn: In Rekum sind ausschließlich auffällig gewordene, unbegleitete minderjährige Flüchtlinge untergebracht, die laut Kannenberg „zunächst Deutsch-Unterricht durch eigene MitarbeiterInnen" bekommen. Danach besuchten sie „entweder die öffentliche Schule oder werden durch interne Schul- und/oder Beschäftigungsmaßnahmen auf die öffentliche Schule vorbereitet".

Jeder Jugendliche erhalte ein „individuelles Erziehungskonzept", unterteilt in „unterschiedliche Phasen", in denen es „manchmal" erforderlich sei, „dass der Jugendliche Kontakt zur alten Szene unterbricht. Damit einhergehend kann es förderlich sein, dass der Jugendliche für einen gewissen Zeitraum sein Handy abgibt".

Über abschließbare Schränke verfügen die Jugendlichen nicht, „Wertsachen werden im Tresor des Aufnahme-Büros verwahrt". Briefe würden innerhalb maximal einer Woche „zu einem für die Entwicklung des Jugendlichen guten Zeitpunkt" ausgehändigt.

Für Kannenberg habe man sich entschieden, hieß es bei der Bremer Sozialbehörde, weil ansässige Jugendhilfeträger zurückhaltend gewesen seien bei der Intensiv-Betreuung „dieser" Jugendlichen. Ganz so war es freilich nicht: Mit den Bremer Jugendhilfeträgern war lediglich eine stationäre Betreuung nicht zu machen – ambulante Intensiv-Maßnahmen hätten sie durchaus übernommen.

Die Bootcamp-Methde

TAZ 12.09.2015

AUTORITÄRE PÄDAGOGIK Noch immer gibt es Kinderheime, die mit einem Punktesystem angepasstes Verhalten erzwingen. Vorbild sind Lager in den USA, in denen Jugendliche mit militärischer Disziplin umerzogen werden sollten

VON **KAIJA KUTTER**

In dem im Juni geschlossenen Mädchenheim „Nana" des schleswig-holsteinischen Unternehmens Friesenhof soll es ein Punktesystem gegeben haben. Jeden Tag konnte ein Mädchen bis zu fünf Minus- oder Pluspunkte sammeln: Für zehn Pluspunkte gab es „kleine Belohnungen wie ein Tagebuch oder spezielle Hygieneartikel (Schminke)". Für 50 Punkte einen „begleiteten Kinobesuch".

So steht es zumindest in einem Konzeptpapier, Stand 2013, das dem Hamburger Sozialarbeits-Professor Timm Kunstreich vorliegt. Im Umkehrschluss lässt dies ahnen, dass ein Mädchen zu Beginn seines Heimaufenthalts nicht über persönliche Dinge wie Schminke verfügen konnte. Das bestätigen auch Betroffene. „Ich hatte nichts mehr. Ich hatte nicht mal mehr meine eigenen Gegenstände", berichtet Ex-Insassin Rebecca dem NDR-Magazin Panorama. Und Ex-Insassin Lea-Marie berichtete im Juni gegenüber der taz: „Die haben mich gefilzt und mir alles weggenommen. Die Musik, Sachen von zu Haus. Die Betreuer haben einen nur runtergemacht, schikaniert, ausgelacht, gemobbt."

Die Pädagogik im Haus beinhalte „konfrontative Elemente", heißt es im Nana-Konzept. Die Bewohnerinnen würden „ständig in ihren Verhaltensweisen reflektiert". Die heute 20-jährige Lea-Marie beschreibt das so: „Die haben sich da 24 Stunden um einen gewickelt." Lea-Marie weiter: „Die Betreuerin meinte, dass es ihr Ziel ist, unseren Willen zu brechen und so aufzubauen, wie die Gesellschaft uns gerne hätte. Und dass sie all das pädagogisch begründen können."

Heim Nana galt als erste Stufe mit den strengsten Regeln im Friesenhof-Konzept. Es folgten nach sechs bis neun Monaten Haus Charlottenhof und später weitere Häuser. „In Charlottenhof konnte man raus, wenn man es sich verdient hatte", erinnert Lea-Marie. Doch dies sei an Punktezahlen geknüpft gewesen, die sie fast nie erreicht habe.

Das Haus war für die 15 Bewohnerinnen in „drei Bewährungsbereiche" mit unterschiedlichen Freiheitsgraden eingeteilt. „Es gibt Punkte nicht nur für die messbare Einhaltung von Regeln und Pflichten, bewertet wird auch der psychosoziale Bereich des Umgangs mit sich selbst und anderen", heißt es in einem Konzeptpapier, das im Juni-Protokoll des Hamburger Familienausschusses nachzulesen ist. Ein Mädchen konnte zwischen den Bereichen auf- und absteigen.

Die im Friesenhof angewandte Methode heißt in der Sozialpädagogik „Phasenmodell". Der Hamburger Sozialarbeits-Professor Timm Kunstreich spricht von einer „Technologie des Stufenvollzugs", die von Bootcamps in den USA, also Umerziehungslagern für straffällige Jugendliche, und „behavioristischen Dressurexperimenten" inspiriert sei. Findige Professionelle fänden dafür ständig neue Vokabeln, doch die Grundform sei stets die gleiche: In der Eingangsstufe würden den Kindern und Jugendlichen Verhaltensvorschriften für die neue Situation bekannt gemacht, einschließlich der dazugehörigen Sanktionen. Diese Vorschriften seien immer „belastend und entwürdigend". In der zweiten Stufe werde der Regelkatalog zwar gelockert, doch bei Verstößen sei eine Rückkehr auf die vorherige Stufe vorgeschrieben. Und auch in der dritten Stufe, der „Normalphase", sei noch eine Rückstufung möglich. Das gesamte Setting verlange von allen Beteiligten eine strikte Befolgung der Regeln. Es entwerte die Kinder und Jugendlichen in ihrer „personalen und sozialen Identität" und presse auch die Fachkräfte in einen „schematischen Ablauf", der ihrem professionellen Selbstbild widerspreche, so Kunstreich.

Der Wissenschaftler sieht in einem solchen Vorgehen einen Verstoß gegen die UN-Kinderrechtskonvention und will nun zusammen mit Kollegen vom „Arbeitskreis kritische Sozialarbeit" die Selbstdarstellungen von Heimen im Internet analysieren. Die Befunde will er an den „UN-Ausschuss für die Rechte des Kindes" senden, damit die Bundesregierung sich dazu positionieren muss.

Die kritischen Sozialarbeiter vermissen eine Beteiligung der Kinder am Aushandeln der Regeln, sie würden nur als Objekte, nicht als Subjekte behandelt. Die Erklärung, dass es sich hier um besonders schwierige Kinder handele, gelte nicht. „Es gibt keine schwierigen Jugendlichen. Es gibt nur schwierige Situationen", so Kunstreich. Da die Wirkungen von Heimerziehung insgesamt schädlich sei, plädiert er dafür, sie ganz abzuschaffen und stattdessen besser „zuzuhören".

Sucht man Pädagogen, die den „Stufen-Vollzug" verteidigen, wird man nicht so schnell fündig. Sogar ein Vertreter der Konfrontativen Pädagogik wie Professor Jens Weidner von der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg erklärt, er habe zum Thema Heimerziehung „keine Expertise". Konfrontative Pädagogik finde „primär ambulant oder im schulischen Kontext" statt.

Allerdings gab es durchaus mal eine Debatte um konfrontative Heimpädagogik. 1999 planten Investoren in Thüringen eine Einrichtung für 800 bis 1.000 Jugendliche nach dem Vorbild der amerikanischen Glen Mills School. Insbesondere Jugendrichter befürworteten diese Idee als Alternative zum Jugendgefängnis. Die Grundidee war, dass sich die Insassen zahlreichen Regeln unterordnen sollten, um alte schädliche Verhaltensweisen zu verlernen und offen zu sein für neues „pro soziales Verhalten". Schon kleinste Verstöße sollten geahndet werden, egal, ob die Regeln sinnvoll erscheinen oder nicht.

Auch wenn von der Großeinrichtung Abstand genommen wurde, nachdem das Deutsche Jugendinstitut in München eine kritische Expertise dazu abgab, sind Elemente dieser Philosophie noch immer in Heimen zu finden, wie das Beispiel der Friesenhof- und Haasenburg-Heime gezeigt hat. In Mecklenburg gibt es ebenfalls ein Heim, das nach einem Konzeptpapier von 2014 mit einem Belohnungssystem für angepasstes Verhalten arbeitet. Pro Tag gibt es dort zwei Chips, die bei Verstößen weggenommen werden – etwa wenn ein Jugendlicher nach drei Aufforderungen nicht morgens um 6 Uhr aufsteht. Wer die Chips behält, erhält Vergünstigungen.

Hamburgs Jugendämter haben die Mädchen mit Kenntnis der Konzepte in den Friesenhof geschickt. Bei Jugendlichen, die „völlig out of control" seien, könne nicht allein Beziehungsarbeit helfen, sagte ein Jugendamtsleiter im Familienausschuss der Bürgerschaft. „Das muss man auch über Normen machen."

Ein Mädchen im Friesenhof habe sich beschwert, dass sie sich dort „ganz unwohl" fühle und Betreuer anderen Bewohnern gegenüber handgreiflich geworden wären, sagte der Jugendamtsleiter. Aus diesen Schilderungen leitete das Jugendamt aber keine Kindeswohlgefährdung ab.

VOR DER HEIMREFORM Sozialarbeiterin Anne Schuster erinnert sich an ihre Zeit in einem geschlossenen Heim in Schleswig-Holstein der 1970er-Jahre. Gewalt war an der Tagesordnung, aber es drang kein Wort nach außen

„Wir waren der letzte Dreck"

TAZ 12.09.2015

taz: Frau Schuster, Sie waren vor 40 Jahren als zwölfjähriges Mädchen in einem Heim und sind heute selber Sozialarbeiterin. Wie hat das Ihre Arbeit geprägt?

Anne Schuster*: Ich arbeite im niedrigschwelligen Bereich mit Jugendlichen, die mal in Heimen waren oder dorthin sollen. Es gibt nach wie vor Heime mit strengen Konzepten. Wenn mir Jugendliche davon erzählen, ist das wie eine Zeitreise.

Wie war es denn damals?

Ich hab diese Zeit lange verdrängt. Es klingt verrückt, ich weiß nicht mal wie das Heim hieß, nur, dass es in Schleswig-Holstein lag. Es war ein Gelände im dunklen Wald mit einer Art Exerzierplatz davor. Es gab einen Jungs- und einen Mädchentrakt, und der Hof war durch eine Mauer geteilt. Bei uns war die Wäscherei, bei den Jungs die Tischlerei. Wir sahen die nur, wenn die Wäsche holten oder Essen angeliefert wurde.

Wieso kamen Sie da hin?

Ich weiß noch verschwommen, zu Hause lief es nicht gut. Mein Vater, der für mich als Kind irre wichtig war, hatte Geldsorgen, musste viel arbeiten. Und meine Mutter lebte ihre eigene Welt. Ich war Turnerin im Verein und als „Küken" in der Clique mit älteren Jugendlichen unterwegs. Ich habe aus heutiger Sicht verrückte Sachen gemacht, auch Sachen geklaut. Ich war ja sportlich und dünn und konnte durch jede Luke. Ich bin auch nach Jugoslawien getrampt und hab Geld mit Kunstspringen von den Klippen verdient. Für mich war das völlig angstfrei, sozialpädagogisch betrachtet würde man das heute „hohe Risikobereitschaft" nennen. Ein Pastor, der sich Sorgen machte, brachte mich zum Jugendamt. Ich fand den Mann dort komisch und wollte nicht mit dem reden. Als mich kurz darauf die Polizei in

Etwa Februar 1973. Das Heim war eine andere Welt. Mir war sofort klar, hier kommst du nicht raus. Ich fand die Räume irre riesig. Es gab Vier-Bett-Zimmer, Einzelzimmer, eine Isolierzelle und Ruh-Säle. Da mussten wir tagsüber eine Stunde liegen, ohne einen Pups zu sagen, die Augen sollten zu sein oder an die Decke gerichtet. Da heulten dann auch Mädchen. Die hatten Angst. Die wollte ich nicht haben.

War das Mittagsschlaf?

Nein, dafür waren wir zu alt. Das war zur Disziplinierung.

Wie war die Begrüßung dort?

Ich hab' da wohl zu locker gestanden, da ging es gleich ab. „Ah, hier die Neue! Nimmst du die mal unter deine Fittiche." Dann gleich Klo putzen mit Unterrand von innen mit einer Zahnbürste. Ich hab noch nie so ein schlimmes Klo geputzt. Das war so von Durchfall verdreckt, dass ich mich übergab. Die Kotze musste ich auch wegmachen.

Schöne Begrüßung. Und dann?

Ich kam in ein Vierer-Zimmer. Da hab ich eine wiedererkannt von draußen. Uns war sofort klar, das dürfen wir niemand sagen. Wir haben dann mit den anderen zwei Blutschwur gemacht, dass sie schweigen. Wir haben uns da sofort solidarisiert. Das klingt jetzt sozialromantisch, aber wir Mädchen haben füreinander gesorgt.

Wie waren die Betreuer?

Das waren matronenhafte Frauen in weißen Kitteln. Uns haben die gesagt: Wir werden euch so zurichten, dass ihr draußen funktioniert.

Durften Sie das Haus verlassen?

Nein. Küchenarbeit, Wäsche, Schule, alles fand nur im Gebäudetrakt statt. Aber abends waren die Erwachsenen meist früh betrunken und bekamen wenig mit. Für uns war die Frage: Wie kommt man hier raus? Unten waren Gitter, aber im Obergeschoss gekletter, da gab es so ein Stück Flachdach, auf dem ein Stacheldrahtzaun den Jungsbereich abgrenzte. Später spannten wir Seile, damit wir nicht runterfallen, und sind nachts regelmäßig auf das Dach. Da trafen wir uns heimlich mit den Jungs und tranken Alkohol, den wir aus der Speisekammer hatten.

Und? Sind Sie weggelaufen?

Ja einmal am Anfang. Dummerweise lief ich im Wald im Kreis. Danach kam ich in die Zelle im Keller. Ein kalter Raum mit Pritsche, ohne Decke. Licht an und aus regeln die. Du hast nichts, kannst dich an nichts orientieren. Da kam nachts so ein gruseliger Typ, der in der Küche arbeitete, an die kleine Scheibe in der Tür und wackelt mit der Zunge, um sexuelle Andeutungen zu machen. Hölle. Es hieß, ich war eine Nacht und einen Tag drin. Mir kam es vor wie eine Woche. Ich hatte keine Ahnung, komme ich da raus?

Und nach der Zelle?

Da hieß es, „du bist noch lange nicht fertig". Ich kam in ein Einzelzimmer. Da saß immer eine Betreuerin hinter der offenen Zimmertür und überwachte mich. Sogar meine Toilettengänge, ob ich gekackt hatte oder nicht. Die haben mich umgedreht und meine Pobacken auseinander geschoben. Das war sehr, sehr erniedrigend.

Gab es ein Punktesystem?

Das war perfider. Wir mussten gehorchen. Ein Vergehen war, wenn du nicht angezeigt hast, was andere nicht richtig gemacht haben. Da gab es Strafaktionen für alle. Wir wurden nachts um 4 Uhr geweckt und im Schlafanzug in den Wald gescheucht. Laufen, Kriechen, Kniebeugen, Liegestütze, mit den Füßen immer hoch und runter auf den Baumstamm, solche Sachen. Hinten waren Bewacher und Wachhunde. Für die Mädchen, die nicht sportlich waren, war das richtig schlimm.

■ **In der Nachkriegszeit** bis zur Heimreform der 70er-Jahre gab es in Schleswig-Holstein an die 80 Jugendheime, teils von Land, teils von den Kreisen oder freien Trägern betrieben. In den meisten war die Freizügigkeit mehr oder weniger eingeschränkt.

■ **Nur über einen kleinen Teil der Heime gibt es noch Akten.** Die, von denen man weiß, lagen in Oelixdorf, Selent, Glückstadt, Alt Bülk, Großenbrode, Heiligenstedten, Nütschau und Schleswig.

■ **Hamburg** hat bis auf wenige Exemplare im Staatsarchiv gar keine Heimakten mehr, weil alle vernichtet wurden.

Alkohol aus der Speisekammer klaut. Eine hat es schließlich verraten. Die hat dann später von uns Mädchen Schläge gekriegt. Das tut mir heute leid. Aber damals sah ich es so: Die, die dicht halten und denen es nicht gut geht, weil sie sich eh schon ritzen und so, bekommen durch die Verräterin noch mehr Druck.

Auf welche Weise?

Die Betreuer schafften Angstmach-Situationen. Es gab zum Beispiel ein abgezäuntes Stück Garten mit zwei kläffenden Schäferhunden drin. Da musste ich rein. Die dachten, ich krieg Angst. Hatte ich aber nicht, ich setzte mich einfach hin. Andere Mädchen liefen panisch hin- und her. Die wurden gebissen von den Hunden.

Gab es auch Schläge?

Vor allem für die Jungs. Die wurden schlimm geschlagen. Da hatten die Betreuer einen Rohrstock und eine Gerte aus Gummi, die Brennspuren hinterließ. Man sah dann später die Jungs mit den roten Striemen und sagte mitleidig: „Ach Kuddel, was hast du denn wieder gemacht?"

Mädchen schlugen die nicht?

Doch. Die Betreuer kamen dafür rüber. Dann ging's ins Einzelzimmer.

bilisiert. Ich hatte dank meinem Vater eine innere Stärke. Er hatte mir Werte vermittelt wie Fairplay, auch du bist wer, keiner hat das Recht, sich über andere zu stellen. Lass dich nicht kleinmachen. Schlimm waren die Erniedrigungen. Sperrt man mich ein, drehe ich durch. Da löst sich mein Gehirn auf: Ich hab deshalb heute keine Türen in meiner Wohnung. Schlimm war auch das Essen. Graupensuppe, da schwammen teilweise Schamhaare und Nägel drin. Das mussten wir essen. Für uns reicht das, fanden die. Wir waren der letzte Dreck.

Was war das schlimmste Erlebnis?

Ich war einmal heimlich nachts duschen. Das war verboten. Ich bin ins Bad, lege meine Klamotten im Vorraum ab und mache leise die Tür zu. Da entdeckt mich eine von diesen Matronen. Sie macht die Tür auf, schiebt drei Jungs rein und schließt ab.

Haben die Ihnen was getan?

Ich hab mich gewehrt wie Hölle, aber ich hatte ja nur einen Waschlappen in der Hand. Wäre das nur einer gewesen, hätte man mit dem reden können. Ich kannte die ja vom Dach. Aber zu dritt mussten die die Vergewaltigung durchziehen. Sonst stehen sie nachher doof da. Die haben wir uns aber nachher gegriffen. Zu dritt haben wir Mädchen zwei der Jungs einzeln verprügelt. Das musste sein.

Dachten Sie nie daran, diese Betreuerin anzuzeigen?

Nie im Leben. Nie wären wir damals drauf gekommen, dass man uns glaubt. Und überhaupt: so viel Peinlichkeiten erzählen?

Durften Sie Briefe schreiben?

Ja. Alle 40 Mädchen in der Reihe saßen wir da und schrieben. Aber niemals, was da abging. Die Briefe wurden kontrolliert. Es fehlte uns auch eine Sprache dafür. Man schrieb vom Wetter, erfand einen Freibadbesuch, den es nie gab. Wenn da eine Neue

Wie kamen Sie raus?

Ich hatte Glück und kam nach acht Monaten raus. Irgendwann kriegten die spitz, dass von unserem Zimmer viel ausging und wir uns kennen. Widerlich war für mich, dass meine Freundinnen dort bleiben mussten. Sechs Jahre haben manche in dieser und anderen Anstalten für „schwer Erziehbare" gelebt und sich nie erholt.

Und Sie?

Es begann ja die Heimreform. Ich kam in ein Wohnprojekt. Die Betreuer waren da richtig nett. Aber wir Jugendlichen konnten das nicht glauben. Wir haben das Haus angeguckt und gedacht: Und wo ist jetzt der Keller, wo sperren sie uns ein? Einen Betreuer haben wir sogar gefesselt und ihm die Kleider zerschnitten. Das hatte eine im Heim als Strafmethode erlebt. Der Mann fing an zu weinen. Das war für uns ein Schock. Das ist ja ein Mensch, der weint. Wir haben sofort aufgehört. Das ist eine Sache, für die ich mich noch heute schäme.

Wie wurden Sie Sozialarbeiterin?

Nachdem das mit dem Wohnprojekt nicht klappte, kam ich zu meinen Eltern. Die meinten: selber schuld, dass du im Heim warst. Aber ich ging wieder zur Schule und traf dort inzwischen auf tolle Lehrer, die an mich glaubten.

Die 68-Generation?

Ja, es gab mindestens drei tolle Lehrer. Die haben mich richtig blühen lassen. Ich bin früh in eine eigene kleine Wohnung gezogen und habe mit 21 Abitur gemacht und Pädagogik studiert.

Wenn Sie die heutige Jugendhilfe anschauen, was muss besser werden?

Geschlossene Heime darf es nicht geben. Ich weiß, was da an Machtmissbrauch möglich ist. Jugendhilfe sollte auch nicht Gewinn machen dürfen. Man sollte sie in der jetzigen Form

TAZ 12/13.09.2015

KOMMENTAR

Verschlusssache Kinderheim

BEI DEN MÄDCHENHEIMEN DES FRIESENHOFES HAT NICHT NUR DIE HEIMAUFSICHT VERSAGT. SCHULD WAR AUCH EINE RECHTSLAGE, DIE DER LOBBY DER HEIMBETREIBER IN DIE HÄNDE SPIELT

Worin liegt der Skandal um die Friesenhof-Heime? Darin, dass ein Mädchenheim mit harten Camp-Strukturen jahrelang mit dem Wissen der Behörden arbeiten durfte? Oder darin, dass die zuständige Ministerin nichts davon wusste? Liegt er darin, dass E-Mails über interne Vorgänge im Ministerium gelöscht wurden? Oder darin, dass ein Jugendamt in Hamburg ein solches Heim über Jahre belegt, und der Stadtstaat nun seine Hände in Unschuld wäscht, weil er ja für die Aufsicht nicht zuständig ist?

Schleswig-Holstein ist Import-Land für Heimkinder. Allein im Kreis Dithmarschen waren im Juni 2013 von 703 Heimplätzen nur 107 mit Kindern aus dem Kreis belegt. Die Meldorfer Familienrichterin Christiane Origies hat vorgerechnet, dass dies ein Wirtschaftsfaktor für den armen Landkreis ist. Von geschätzten 25 Millionen Euro für Heimplätze fließen 21 Millionen aus anderen Bundesländern nach Dithmarschen.

Auch wenn die Wohlfahrtsverbände vorrechnen, dass man mit Heimen nicht reich würde, sind dies doch gewachsene Ökonomien mit eigenem Überlebensinteresse. Und der Trend geht weiter: In den vergangenen zehn Jahren ist die Zahl der Heimplätze in Schleswig-Holstein von 7.084 auf 8.764 gestiegen. Die Hälfte aller Hamburger Heimkinder wird außerhalb untergebracht, oft in kleinen Dörfern. Die Jugendämter sind geleitet von der romantischen Vorstellung, dass Land und Seeluft den Kindern gut tun. Aber spätestens wenn sie volljährig werden und das Amt nicht mehr zahlt, ist die Eingliederung in die Gesellschaft schwierig.

Das Problem liegt vielleicht auch darin, dass die Heimlobby in Schleswig-Holstein so stark ist. Eine Verordnung des Sozialministeriums in Kiel zum Schutz der Kinder wurde durch ein Rechtsgutachten der Heimverbände ausgebremst, das fordert, die juristischen Spielräume für autoritäre Konzepte bis zum Anschlag auszunutzen. Die frühere Friesenhof-Chefin hat bereits gegen die Schließung ihrer Heime geklagt. Sie habe alle Auflagen erfüllt, die Vorwürfe seien Folge von „Verleumdungen".

Die Frage, mit welchen Konzepten Heime Kinder behandeln, gilt in diesem Staat als „Geschäftsgeheimnis", nicht aber als Frage von öffentlichem Interesse. Und gibt es im Heim eine Kindeswohlgefährdung, sieht das Gesetz im Umgang mit Trägern eine Art Kuschelpädagogik vor: Die Heimaufsicht muss ihnen mit Auflagen die Chance einräumen, sich zu bessern, bevor man sie schließt. Das war auch schon bei den Haasenburg-Heimen in Brandenburg das Problem.

Der Skandal liegt wohl aber auch darin, dass autoritäre und längst abgeschafft geglaubte Konzepte unter Begriffen wie „robuste Jugendhilfe" wieder salonfähig sind, wie auch das Bremer Beispiel der „Kannenberg Akademie" zeigt. Ausgehend von der Debatte um Jugendgewalt zur Jahrtausendwende fand in den Köpfen einiger Pädagogen ein Haltungswechsel statt, wonach Anpassung an Regeln und Normen das oberste Ziel von Jugendhilfe zu sein hat und dem Kind sein böses Ich mit konfrontativer Härte auszutreiben sei.

Dem Versagen der Heimaufsicht wird sich in Kiel ein Untersuchungsausschuss widmen. Aber es sind es auch die Fehlentwicklungen in den Köpfen, die aufgearbeitet werden müssen. **KAIJA KUTTER**

Kinder ohne Rechte

TAZ 12/13.09.2015

PÄDAGOGIK Die jüngsten Skandale um die Haasenburg und den Friesenhof zeigen: Noch immer gibt es Heime, die es für eine gute Idee halten, die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen zu unterwerfen und ihren Willen zu brechen

▸ **Schwerpunkt SEITE 43–45**

Jedes Kind hat das Recht auf Schutz und Förderung. Dies gilt umso mehr für Kinder, die nicht von ihren Eltern erzogen werden, sondern in Heimen oder Wohngruppen leben – denn hier übernehmen der Staat und die Heimträger die Erziehungsverantwortung. Durch die runden Tische zur Heimerziehung und zum sexuellen Kindesmissbrauch der Bundesregierung von 2009 bis 2012 wissen wir, wie systematisch Gewalt, Entwürdigung und Missbrauch in Heimen verbreitet waren und dass oft alle Hinweise und Beschwerden von Trägern und Staat unterdrückt wurden.

Trotz erheblicher Veränderungen in der Praxis und in den Rechtsgrundlagen – zuletzt durch das Bundeskinderschutzgesetz zum 1. 1. 2012 – sind junge Menschen in Heimen auch heute noch gefährdet, Opfer von Gewalt und Entwürdigung zu werden. Aktuell bekannt gewordene Beispiele wie die Vorkommnisse in den Heimen der Haasenburg und des Friesenhofes sind keine Einzelfälle.

Dafür gibt es vor allem zwei Gründe: Zum einen ist in manchen Heimen nach wie vor eine Pädagogik aktuell, für die Eltern sich zu Recht strafbar machen würden. Eine stufenweise Einschränkung von Grundrechten wird mit entwürdigenden Erziehungsmethoden verbunden.

Opfer sind vor allem junge Menschen, die zahlreiche Beziehungsabbrüche und Betreuungssituationen hinter sich haben und als schwer erziehbar abgestempelt werden. Für diese jungen Menschen – so wird behauptet – seien entwürdigende Erziehungsmethoden und Freiheitsentzug die letzte Möglichkeit, ihnen zu helfen.

Dies ist durch alternative Konzepte und Forschung zwar widerlegt – hält sich aber leider noch in den Köpfen und in der Praxis. Kein Wunder, dass sie dadurch auch in Teilen der Politik weiter als Ultima Ratio für unverzichtbar gehalten werden.

Zum anderen ist der Gewerbeschutz von Trägern im Gesetz besser geschützt als das Kindeswohl und die Rechte von Kindern. Dies widerspricht eindeutig der Kinderrechtskonvention der UN und der Grundrechte-Charta der EU (Art. 24), nach denen das Kindeswohl immer vorrangig zu berücksichtigen ist.

Im Kinder- und Jugendhilfegesetz findet sich ein Rechtsanspruch auf eine Betriebserlaubnis für die Träger und eine Kooperationsverpflichtung für die Landesjugendämter, die so weit geht, dass selbst die Heimaufsicht keine unangekündigten Kontrollen durchführen kann. Selbst der Begriff der Heimaufsicht taucht nicht im Gesetz auf, sondern wird trägerfreundlich umschrieben.

Die deutsche Rechtsprechung bestätigt den Vorrang der Gewerbefreiheit gegenüber dem Kindeswohl selbst bei ambulanten Erziehungshilfen in der Familie. Die Jugend- und Landesjugendämter dürfen diesen Zugang nicht durch fachliche Vorgaben einschränken.

Aktuell sind Gutachten auf dem Markt, nach denen keine Mindestraumgrößen, Mitarbeiterqualifikation oder Möglichkeiten von Außenkontakten vorgegeben werden dürfen. Ebenso wenig dürfen entwürdigende Erziehungsmethoden wie die Einschränkung von Brief- und Besuchskontakten, Hausarreste, Isolationsstrafen und Körperkontrollen ausgeschlossen werden.

Junge Menschen in Heimen sind dadurch rechtloser als im Jugendstrafvollzug. Diese Kinder und Jugendlichen haben fast nirgendwo in Deutschland unabhängige Ombudsstellen außerhalb ihrer Einrichtung, an die sie sich mit Beschwerden wenden können, obwohl dies zu den Verabredungen der runden Tische zur Heimerziehung und zum sexuellen Kindesmissbrauch gehört.

Deshalb ist eine Stärkung der Rechte von Kindern und Jugendlichen nicht nur in ihren Familien, sondern auch in Heimen dringend überfällig. Ombudsstellen müssen eingerichtet, Vorgaben für eine dem Kindeswohl dienende Heimerziehung erlassen und entwürdigende Erziehungsmethoden verboten werden. Dazu müssen auch die Rechte der Heimaufsicht gestärkt und erweitert werden.

Die Notwendigkeit einer gesetzlichen Änderung ist inzwischen auch von Bund und Ländern anerkannt. In einer Arbeitsgruppe wird an entsprechenden Vorschlägen gearbeitet. Darüber hinaus brauchen wir aber auch eine solidarische Bündnispartnerschaft für den Vorrang des Kindeswohls. Die Träger und Verbände müssen den Mut haben, sich gegen schwarze Schafe und die sie begünstigenden Regeln abzugrenzen.

Gerade da, wo ermutigende Erfahrungen mit Kinder- und Jugendbeteiligung gemacht wurden, wo nachgewiesen wurde, das auch sehr belastete Kinder und Jugendliche in Heimen die Chance auf eine selbstständige Lebensführung bekommen können, und zwar ohne Entwürdigung und Entzug der Menschenrechte, sollte die Mitwirkung an neuen Regeln und an einer besseren Praxis vorbildhaft sein.

Erforderlich ist dazu die Bereitschaft, im Interesse des Kindeswohls an einer Praxis mitzuwirken, die die Rechte der Kinder auch gegenüber Trägerautonomie und staatlichen Eingriffen schützt. Dazu brauchen wir starke freie Träger, die ihre Macht im Interesse der Kinder und Jugendlichen nutzen und auf falsche Privilegien verzichten. Insbesondere dürfen sich Träger, die entwürdigende Erziehungsmethoden anwenden, nicht mehr in die Solidarität der anderen freien Träger und Wohlfahrtsverbände flüchten können.

Für mich besteht kein Zweifel, dass Kinder und Jugendliche in der Mehrzahl der Heime Hilfe und Unterstützung bekommen und dort eine neue Heimat auf Zeit finden. Es besteht aber auch kein Zweifel, dass zu viele Kinder in Heimen sind, zu viele ohne Not weit von ihrem Umfeld entfernt untergebracht sind und gerade die besonders belasteten Jugendlichen oft in Heimen leben, die nach entwürdigenden Konzepten arbeiten.

Jugendämter, die immer noch Heime mit entwürdigenden Erziehungsmethoden belegen und ihre Aufsichtsfunktion ohne Einbeziehung der Kinder- und Jugendlichen ausüben, selbst wenn es zahlreiche Hinweise auf Missstände gibt, sind in der Pflicht, ihre Praxis sofort zu ändern.

So erfüllen wir den Auftrag der UN-Kinderrechtskonvention, Kinder und Jugendliche zu schützen. Um es mit den Worten des Dichters Khalil Gibran zu sagen: „Unsere Kinder sind nicht unsere Kinder – sie sind die Sehnsucht des Lebens nach sich selbst."

Wolfgang Hammer

■ 67, leitete von 1982 bis 2013 die Abteilung Kinder- und Jugendhilfe in der Hamburger Sozialbehörde. Von 2005 an war er Sprecher der Jugendministerkonferenz für Kinderschutz und als solcher maßgeblich am Bundeskinderschutzgesetz beteiligt.

„Wir trauen ihnen etwas zu"

TAZ 12/13.09.2015

SCHWIERIGE JUGENDLICHE Der Intensivpädagoge Menno Baumann lehnt die Anpassungs-Pädagogik geschlossener Heime ab. Lieber setzt er auf die Fähigkeit der Jugendlichen, sich zu entwickeln

INTERVIEW **KAIJA KUTTER**

taz: Herr Baumann, Sie haben Deutschlands erste Professur für Intensivpädagogik inne. Warum arbeiten Intensiv-Heime mit Phasenmodellen?

Menno Baumann: Das ist der verzweifelte Versuch, lerntheoretische Konzepte in pädagogische Handlungskontexte zu integrieren. Ich halte davon nichts, weil ich glaube, dass diese „Wenn-dann-Pädagogik" eben in schwierigen Fallverläufen kaum hilft. Statt einer solchen Form der Arbeit empfehle ich die Arbeit mit „echtem" Feedback – dies setzt ein gewisses Zutrauen in den jungen Menschen voraus, sich aus sich selbst heraus verändern zu können. Der Mensch lernt mehr, wenn man sagt: Ich trau dir etwas zu. Auch wenn etwas nicht gelingt, verfahre ich eher nach dem Motto „und trotzdem", raus aus dieser „Wenn-dann-Schleife". Denn wenn wir ehrlich sind, ist es eine Mischung aus Erpressung und Bestechung.

Was lernen die Studenten bei Ihnen?

Genau das. Das sie Phasenmodelle nicht anwenden.

Und was ist dann Intensivpädagogik?

Sie müssen besonders in Deeskalationsstrategien ausgebildet sein. Mitarbeiter müssen in der Einzelfallarbeit besonders das Nähe-Distanz-Verhältnis reflektieren. Und pädagogische Diagnostik. Intensivpädagogik muss am Einzelfall arbeiten. Es gibt Kinder, zu denen auch wir sehr streng sind, ich muss nur wissen, warum.

Vergeben Sie auch Punkte?

Nein. Das sehe ich ähnlich kritisch wie die Phasenmodelle. Ich glaube kaum, dass das hilft. Ich habe mal einen Grundschüler erlebt, der krank war und den ganzen Tag mit dem Kopf auf der Tischplatte lag. Da gab ihm die Lehrerin zum ersten Mal fünf Pluspunkte. Weil, er hat ja an dem Tag nicht gestört. Da denke ich, dass kann es nicht sein. Punkte können Feedback sein, aber auch Strafe. Aber im Rahmen der Intensivpädagogik halte ich nicht viel von Punktesystemen.

Ist das Konsens in der Intensivpädagogik?

Nein. Es gibt viele Einrichtungen, die mit solchen Modellen arbeiten. Die anderen arbeiten in Richtung Traumapädagogik.

Was sieht dies aus?

Traumasensible Pädagogik bietet den Kinder einen sicheren Ort, wo sie sich geschützt fühlen. Sie geht davon aus, dass Druck bei diesen Kindern Angstpanik auslöst. Bedrohung löst bei diesen Kindern einen Überlebenskampf aus. Wenn ein traumatisiertes Kind in Panik ist, dann kämpft es um Leben und Tod. Viele Jungen und Mädchen, die gewaltauffällig sind, wurden als Kinder durch Erlebnisse traumatisiert. Ich arbeite mit Jungs, die aus der geschlossenen Unterbringung entlassen sind. Die hören unter Zwang nicht auf zu kämpfen.

Und was tun Sie dann?

Wir sagen, wir trauen ihnen zu, dass sie sich entwickeln. Ich hatte einen Jungen, der war in der geschlossenen Unterbringung abgelehnt worden und ist danach gleich wieder zehn mal angezeigt worden wegen Körperverletzung. Ich hab dafür gesorgt, dass körperlich fitte Mitarbeiter vor Ort waren und ein Security-Team verfügbar war, damit wir reagieren können, wenn es bei ihm zu Impulsdurchbrüchen kommt. In der offenen zutrauenden Arbeit haben wir seit einem Dreivierteljahr keinen negativen Vorfall gehabt. Unter Bedingungen einer geschlossenen Unterbringung wäre er im Kampf geblieben. Aber wir sagen auch: Wir müssen uns schützen. Aber nicht im Sinne von Unterwerfung. Hinterher sprechen wir normal miteinander und spielen Fußball.

In der Literatur zur Konfrontationspädagogik liest man von Stufen-Plänen zur Durchsetzung von Regeln, die damit enden, dass der Junge am Boden liegt.

Das ist ein No-go. Zur Durchsetzung von Regeln fassen wir kein Kind an.

Aber Sie setzen die Regeln?

Ja, zwei. Ich mache nichts kaputt. Und ich tue niemandem weh, auch nicht mir selber.

Und im Alltag? Gibt es eine enge Tagesstruktur?

Nicht für alle die gleiche. Es gibt bei uns sogar Jugendliche, die nicht an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen. Weil sie die soziale Gruppe nicht aushalten. Die brauchen eine individuelle Betreuung. Andere Jugendliche brauchen engere Rahmungen.

Menno Baumann

■ 38, ist Professor für Intensivpädagogik an der Fliedner-Fachhochschule Düsseldorf und arbeitet als Bereichsleiter beim Jugendhilfeträger Leinerstift.

> „Traumasensible Pädagogik bietet den Kinder einen Ort, wo sie sich geschützt fühlen. Sie geht davon aus, dass Druck bei diesen Kindern Angstpanik auslöst"